

Zeit SCHRIFTEN

Gute Knute

GREGOR DOTZAUER über Chinas berühmtesten Denker Zhao Tingyang

Er gilt als Chinas philosophisches Gesicht in der Welt. In akademischen Kreisen wird Zhao Tingyang, Professor an Pekings größter Denkfabrik, der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften, seit Jahren kontrovers diskutiert. Und er ist dabei, den Sprung über das universitäre Milieu hinaus zu schaffen. Insbesondere in Paris genießt er den Ruf eines faszinierenden Intellektuellen. Zusammen mit dem Alt-Revolutionär Régis Debray veröffentlichte er 2014 eine Korrespondenz unter dem Titel „Du ciel à la terre – La Chine et l'Occident“ (Vom Himmel bis zur Erde – China und das Abendland), in der er eindeutig die bessere Figur machte. Er gehört zu den assoziierten Kräften des 1988 von Umberto Eco und Alain le Pichon gegründeten Instituts Transculturala (transculturala.org). Und erst Anfang des Jahres nominierte ihn das „Nouveau Magazine Littéraire“ zu einem der 35 derzeit international einflussreichsten Denker.

Gregor Dotzauer schreibt an dieser Stelle regelmäßig über Zeitschriften und Websites. Nächste Woche: Peter von Becker über Trouvailles



Nur in Deutschland hat man von dem 1961 in Guangdong geborenen Zhao noch nicht viel gehört. Mit „Alles unter einem Himmel – Vergangenheit und Zukunft der Weltordnung“ erscheint hierzulande im Januar nun bei Suhrkamp eine erste umfassende Darstellung seines Tianxia-Konzepts. Wörtlich als „unter dem Himmel“ zu übersetzen, enthält es einen Gegenentwurf zum westlichen Universalismus der Menschenrechte. Zhao formuliert nichts weniger als eine chinesische Antwort auf Immanuel Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, aus der völkerrechtliche Entwürfe wie die Charta der Vereinten Nationen hervorgegangen sind. Noch kompakter kann man sie in „Redefining a Philosophy for World Governance“ (Palgrave McMillan) nachlesen, wie Zhao kürzlich eine Einführung in seine Vision von einer künftigen postnationalen Ordnung überscrib.

Im Begriff des Tianxia greift er auf „ein netzförmiges System der Überwachung und Kontrolle der Vasallen- und Lehnsstaaten durch den Staat des Monarchen“ zurück, das während der Zhou-Dynastie über tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung entstand. Er richtet es jedoch von Grund auf neu aus – als eine von allen teilbare Weltmacht, in der keine hegemonialen Partikularinteressen obsiegen. Das Ziel ist die „Minimierung der Möglichkeit, sich gegenseitig Schaden zuzufügen“, bei gleichzeitiger „Maximierung wechselseitigen Nutzens“.

Dabei handelt es sich um mehr als eine sogenannte Win-win-Situation. Zhao erweitert den spieltheoretischen Ansatz zum „konfuzianischen Optimum“. Überhaupt setzt er, mit allen argumentativen Wassern der westlichen Philosophie gewaschen, autochthone Traditionen ein. Metaphysische Begriffe wie das „Dao des Himmels“ klingen im okzidentalen Kontext esoterisch, entfalten aber, verstanden als „bewegende und regulierende Kraft allen Seins“ (so Übersetzer Michael Kahn-Ackermann) innerhalb einer ganz untheologisch verstandenen Gesamtwirklichkeit, ihren Sinn.

Der politische Raum wird dabei von oben nach unten durch die Trias von Tianxia, Staat und Sippe (der Mensch im sozialen Verbund, nicht als autonomes Individuum) definiert, während der ethische Raum von unten nach oben von derselben Trias bestimmt wird. Ein zirkuläres Zusammenwirken, gegen das viele Einwände möglich sind, unter anderem, weil er am sozusagen naturwüchsig Hierarchischen sozialer Ordnung festhält und Gleichheit und Freiheit für unvereinbar hält. Sein größtes Problem aber ist, dass seine friedfertige Theorie auf eine politische Wirklichkeit anwendbar sein möchte, von der er zugleich nichts wissen will.

Zhao selbst, der seine Ideen jetzt bei einem Symposium am Institut für Philosophie der Freien Universität vortrug, ist kein Ideologe. Aber die Art, wie die „Belt and Road Initiative“ des chinesischen Staates sein Denken in Anspruch nimmt, hat etwas Ideologisches. Noch unheimlicher wird seine Philosophie des „kompatiblen Universalismus“, wenn man sie an der innenpolitischen Knute der Peking Autokratie misst. Die Zwangshomogenisierung unliebsamer Minderheiten wie der Uiguren müsste ihrem Geist eigentlich widersprechen. Oder ist sie der Preis für einen sich tolerant gebenden Ethnopluralismus identitärer Prägung nach außen?

Die göttlichen Funken des Schönen

Karl-Heinz Ott und Rüdiger Safranski beleuchten das Nachleben des schwäbischen Genius Friedrich Hölderlin

VON MICHAEL BRAUN

Die Rätselgestalt Hölderlin ist nach wie vor die am innigsten umschwärmte Kultfigur der deutschen Dichtung. Als „le pauvre Holterling“ und Märtyrer der Poesie ist er von seinen Bewunderern gefeiert worden – und bis heute die am stärksten bespielte Projektionsfläche für ästhetische Erlösungsfantasien geblieben. Als „großer Seher, der für sein Volk ins Licht tritt“, hat ihn der „Meister“ Stefan George bejubelt, als „Sänger der nationalrevolutionären Befreiung“ adoptierte ihn der Kommunist Johannes R. Becher. Martin Heidegger adelte ihn schließlich zum Dichter-Messias und Kunder einer „Ursprache“: „Die Ursprache aber ist die Dichtung als Stiftung des Seins.“

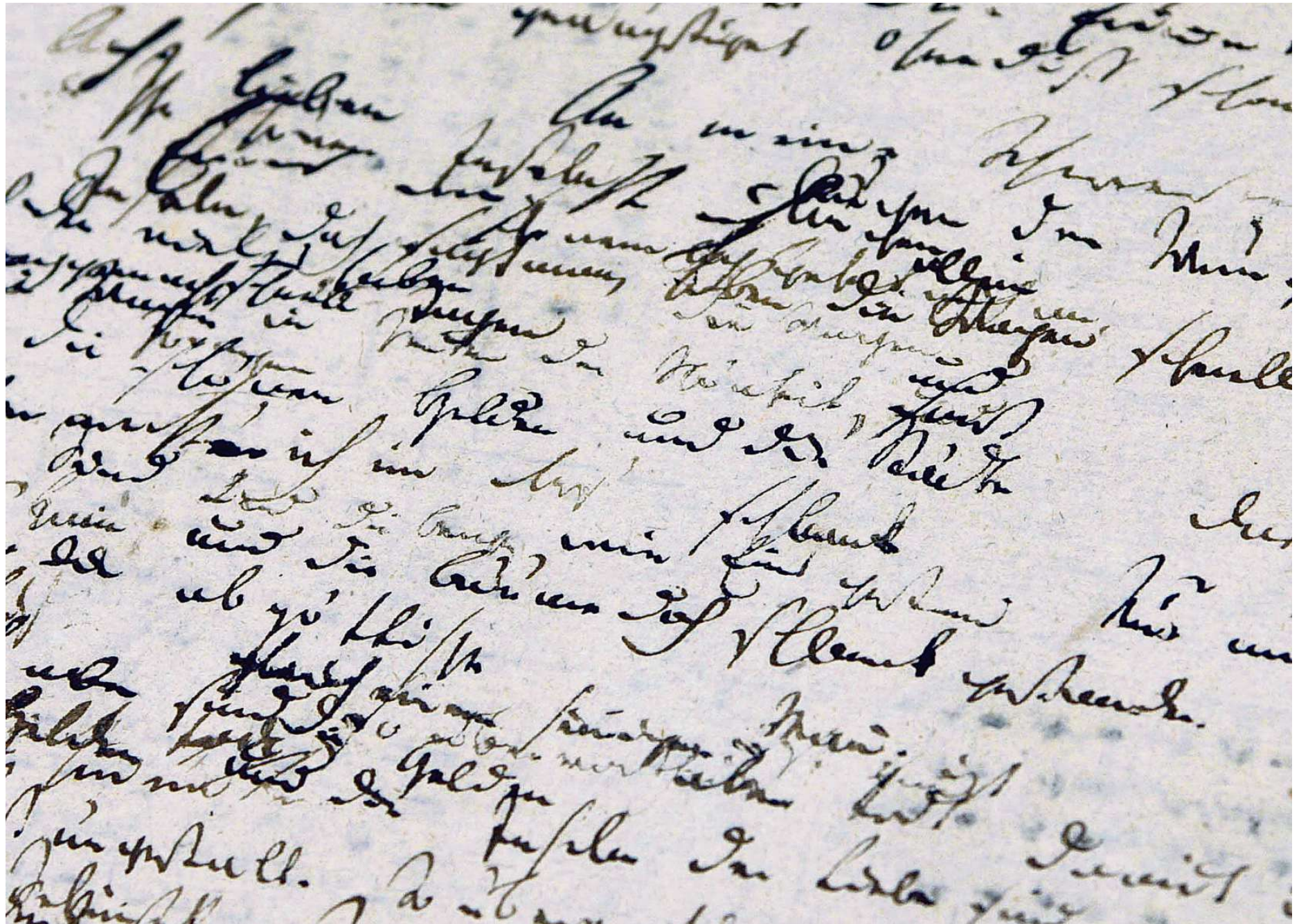
Bei so viel Adoration blieb der nüchterne Blick auf den poetischen Einzelgänger Friedrich Hölderlin Mangelware. Über viele Jahrzehnte kam es zu großen Feldschlachten um die Deutungshoheit über den Dichter. Auf die von Friedrich Beißner verantwortete „Große Stuttgarter Ausgabe“ seiner Werke, die 1941 begonnen und erst 1985 abgeschlossen wurde, antwortete ab 1977 der Autodidakt Dieter E. Sattler in seiner „Frankfurter Ausgabe“ mit einer eigenen Form der Hölderlin-Hagiografie, indem er alle Gedichte des Meisters inklusive der Vorstufen als Faksimile der Handschrift präsentierte. Und auf den „vaterländisch“ interpretierten Hölderlin, der von den Nazis missbraucht wurde, die Hölderlin-Bändchen im Tornister der Wehrmachtssoldaten deponierten, folgte nach 1968 die durch Pierre Bertaux und Peter Weiss befeuerte Rezeption Hölderlins als waschechter Jakobiner und Revolutionär.

Das „göttliche Feuer“, das im Dichter loderte, ließ bei fast allen Exegeten die nötige Distanz zum Objekt der Verehrung dahinschmelzen. Aber gerade die „ins Maßlose gesteigerte Ehrfurcht vor Hölderlin“ hatte schon der selbst dem Pathos nicht abgeneigte Adorno als „Betrug“ am Dichter bezeichnet.

Anlässlich seines nahenden 250. Geburtstags haben nun einige passionierte Leser und erfahrene Biografen Anlauf genommen, um eine Lebensgeschichte Hölderlins abseits der einschlägigen Hagiographien zu schreiben. In diesem Feld der neuen Hölderlin-Biographik stellt Rüdiger Safranski, Deutschlands erfahrenster Dichter-Porträtist, jene Frage, die bislang nur idealisierende Antworten hervorgebracht hat: „Was also ist das für ein Feuer, das in Leben und Poesie Hölderlins brennt?“ Die Antworten, die Safranski auf 320 Seiten vorlegt, sind ebenso faktengesättigt wie unspektakulär und von einem etwas leidenschaftslosen biographischen Positivismus getragen.

Safranski zeigt uns einen Hölderlin als Muttersohn, der den Vater und Stiefvater früh verlor und sich erst spät von den mütterlichen Mahnungen und vom schwäbischen Milieu bürgerlicher „Ehrbarkeit“ emanzipierte. Früh hatte das 1770 in der Kleinstadt Lauffen geborene „Hölderle“ vom großen Dichterruhm geträumt, aber es lange nicht gewagt, die mütterlichen Wünsche hinter sich zu lassen und kompromisslos den dichterischen Königsweg einzuschlagen. Erst als er nach Zwischenstationen in den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn im legendären Tübinger Stift einen Freundschaftsbund mit den Jungphilosophen Schelling und Hegel schloss, war der Weg in den poetischen Absolutismus nicht mehr aufzuhalten.

Das Lösungswort der Tübinger Freunde, die sich in einer „unsichtbaren Kirche“ verbunden sahen, war „Reich



In Textgebirgen. Eine Handschrift des späten Hölderlin in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Foto: Imago/Horst Rudel

Gottes“. Alles, was Hölderlin seither unternahm, war geprägt vom Glauben, die Dichter und vor allem er selbst, könnten die Götter wieder zum Leben erwecken. Freilich nicht in einem christlichen Sinn, sondern im Blick auf den polytheisti-

zeit, immerhin 36 Jahre, verbrachte er bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843 im legendären Turmzimmer des Schreinermeisters Zimmer in Tübingen, wo er noch einige anrührende Gedichte schrieb, meist unter Pseudonymen wie „Scardanelli“ oder „Buonarrotti“.

„Erst mit dem gelungenen Gedicht kommt er richtig zur Welt“, resümiert nun Safranski. Die Stärke seiner Biografie liegt in der panoramatischen Ausleuchtung des philosophischen Geistes und Tiefsinns. Sein Zustand ist gefährlich. „So urteilte bereits 1797 Schiller, der treueste Förderer, über „seinen liebsten Schwaben“. Aber für pragmatische Appelle war Hölderlin nicht zu erreichen. Die von seiner Mutter erträumte Pfarrerslaufbahn trat er nie an, stattdessen schlug er sich als Hofmeister und Privatlehrer durch, wobei er sich immer wieder unglücklich verliebte, zuletzt in Susette Gontard, die Frau eines Frankfurter Bankiers.

Nach dem Scheitern dieser unglücklichen Liebe und einem misslungenen Neuanfang in Bordeaux zeigte sich Schelling, der alte Freund aus dem Stift, schockiert, als er Hölderlin 1803 wieder sah: „... ich überzeuge mich bald, dass dieses zart besaitete Instrument auf immer zerstört sey.“ Nach seinem Zusammenbruch wurde der geistig verwirrte Hölderlin 1806 zunächst in das Autenriethsche Klinikum eingewiesen und 1807 als unheilbar entlassen. Den Rest seiner Lebens-

zeit, immerhin 36 Jahre, verbrachte er bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843 im legendären Turmzimmer des Schreinermeisters Zimmer in Tübingen, wo er noch einige anrührende Gedichte schrieb, meist unter Pseudonymen wie „Scardanelli“ oder „Buonarrotti“.

„Erst mit dem gelungenen Gedicht kommt er richtig zur Welt“, resümiert nun Safranski. Die Stärke seiner Biografie liegt in der panoramatischen Ausleuchtung des philosophischen Geistes und Tiefsinns. Sein Zustand ist gefährlich. „So urteilte bereits 1797 Schiller, der treueste Förderer, über „seinen liebsten Schwaben“. Aber für pragmatische Appelle war Hölderlin nicht zu erreichen. Die von seiner Mutter erträumte Pfarrerslaufbahn trat er nie an, stattdessen schlug er sich als Hofmeister und Privatlehrer durch, wobei er sich immer wieder unglücklich verliebte, zuletzt in Susette Gontard, die Frau eines Frankfurter Bankiers.

Nach dem Scheitern dieser unglücklichen Liebe und einem misslungenen Neuanfang in Bordeaux zeigte sich Schelling, der alte Freund aus dem Stift, schockiert, als er Hölderlin 1803 wieder sah: „... ich überzeuge mich bald, dass dieses zart besaitete Instrument auf immer zerstört sey.“ Nach seinem Zusammenbruch wurde der geistig verwirrte Hölderlin 1806 zunächst in das Autenriethsche Klinikum eingewiesen und 1807 als unheilbar entlassen. Den Rest seiner Lebens-

zeit, immerhin 36 Jahre, verbrachte er bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843 im legendären Turmzimmer des Schreinermeisters Zimmer in Tübingen, wo er noch einige anrührende Gedichte schrieb, meist unter Pseudonymen wie „Scardanelli“ oder „Buonarrotti“.

„Erst mit dem gelungenen Gedicht kommt er richtig zur Welt“, resümiert nun Safranski. Die Stärke seiner Biografie liegt in der panoramatischen Ausleuchtung des philosophischen Geistes und Tiefsinns. Sein Zustand ist gefährlich. „So urteilte bereits 1797 Schiller, der treueste Förderer, über „seinen liebsten Schwaben“. Aber für pragmatische Appelle war Hölderlin nicht zu erreichen. Die von seiner Mutter erträumte Pfarrerslaufbahn trat er nie an, stattdessen schlug er sich als Hofmeister und Privatlehrer durch, wobei er sich immer wieder unglücklich verliebte, zuletzt in Susette Gontard, die Frau eines Frankfurter Bankiers.

zeit, immerhin 36 Jahre, verbrachte er bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843 im legendären Turmzimmer des Schreinermeisters Zimmer in Tübingen, wo er noch einige anrührende Gedichte schrieb, meist unter Pseudonymen wie „Scardanelli“ oder „Buonarrotti“.

„Erst mit dem gelungenen Gedicht kommt er richtig zur Welt“, resümiert nun Safranski. Die Stärke seiner Biografie liegt in der panoramatischen Ausleuchtung des philosophischen Geistes und Tiefsinns. Sein Zustand ist gefährlich. „So urteilte bereits 1797 Schiller, der treueste Förderer, über „seinen liebsten Schwaben“. Aber für pragmatische Appelle war Hölderlin nicht zu erreichen. Die von seiner Mutter erträumte Pfarrerslaufbahn trat er nie an, stattdessen schlug er sich als Hofmeister und Privatlehrer durch, wobei er sich immer wieder unglücklich verliebte, zuletzt in Susette Gontard, die Frau eines Frankfurter Bankiers.

Nach dem Scheitern dieser unglücklichen Liebe und einem misslungenen Neuanfang in Bordeaux zeigte sich Schelling, der alte Freund aus dem Stift, schockiert, als er Hölderlin 1803 wieder sah: „... ich überzeuge mich bald, dass dieses zart besaitete Instrument auf immer zerstört sey.“ Nach seinem Zusammenbruch wurde der geistig verwirrte Hölderlin 1806 zunächst in das Autenriethsche Klinikum eingewiesen und 1807 als unheilbar entlassen. Den Rest seiner Lebens-

zeit, immerhin 36 Jahre, verbrachte er bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843 im legendären Turmzimmer des Schreinermeisters Zimmer in Tübingen, wo er noch einige anrührende Gedichte schrieb, meist unter Pseudonymen wie „Scardanelli“ oder „Buonarrotti“.

Advertisement for Tagesspiegel shop. Text: Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen! Bestellhotline: (030) 290 21-520. SHOP TAGESSPIEGEL. shop.tagesspiegel.de. Askanischer Platz 3, 10963 Berlin. Mo.-Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr. Kundenparkplatz. Anbieter: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Askanischer Platz 3, 10963 Berlin.

schen Kosmos der griechischen Mythologie, die für ihn zeitlebens der Maßstab blieb für die Herstellung einer künftigen schöneren Welt. Das sogenannte „Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus“, das – glaubt die Forschung – 1797 entstandene Gemeinschaftsprojekt von Hegel, Schelling und Hölderlin, ist das

Fingernägel wie Monstranzen

Bianca Kos' Ukraine-Roman „Das Mundstück“

Was hat es nur mit diesem „Mundstück“ auf sich? Überall in der Charkiw U-Bahn wird auf Plakaten mit einer griechischen Statue dafür geworben, bemerkt die Ich-Erzählerin in Bianca Kos' Abenteuerroman. Das ostukrainische Charkiw, 40 Kilometer südlich der russischen Grenze gelegen, erhielt 1975 als sechste Stadt der Sowjetunion eine U-Bahn mit drei Linien. Die rote führt zur Station „Traktorny Zavod“, der 1931 gegründeten Traktorenfabrik mit angeschlossenem Wohnviertel.

Aus der Perspektive einer österreichischen Lektorin, die an einer Charkiw Universität Deutsch unterrichtet, lässt einen die Klagenfurter Autorin an der urkomischen Erkundung der zweitgrößten Stadt der Ukraine teilhaben. Dabei fasziniert Charkiw Besucher nicht allein durch seine kühne konstruktivistische Architektur: „Um sich dieser Stadt sprachlich und auch seelisch etwas anzunähern, lässt man am besten ihre Vokale weg. Sie klingt dann wie „Chrkw“ und entspricht der ortsüblichen Aussprache. Für deutsche Zungen klingt das etwas rau, betrifft aber nur die äußere Schale. Der Kern dieser Stadt ist butterweich“, versich-

chert die Ich-Erzählerin. Sie staunt über die abweisend schweisgsamen Babuschkas am Empfang der riesigen Verwaltungsgebäude oder über Maniküre-Gepflogenheiten: „Der heiligste Körperteil der ukrainischen Frau ist der Fingernägel, daher hat sie zehn heilige Körperteile und trägt diese immer bei sich. Sie werden hochgehalten wie Monstranzen.“

Bianca Kos gelingt ein köstliches Capriccio über die Fährnisse des Kulturrauschs mit Osteuropa. Charkiwis berühmtester Poet Serhij Zhadan schwebt wie ein Phantom durch den Text, bis sie ihm in einem Nachtclub namens „Mundschtuk“ begegnet – so die Transkription. Das wundersame Charkiw hält noch viele weitere Überraschungen bereit. KATRIN HILLGRUBER



— Bianca Kos: Das Mundstück. Roman. Otto Müller Verlag, Salzburg 2019. 156 Seiten, 20 €.

Advertisement for Freiabonnetts für Gefangene e.V. Text: Gefangene haben keinen Zugang zum Internet! Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von 164,10 € halbjährlich, 321,50 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnetts für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00. Kennwort: »TSP«. www.freibabos.de. offline